



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Necker, Moritz: Postuma

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Postuma



on zwei der berühmtesten Dichter der Gegenwart, die, wenn auch schon tot, noch immer lebendig unter uns weilen, von Theodor Storm und Joseph Victor von Scheffel liegen nachgelassene Bücher vor, von Storm eine Novelle, von Scheffel Gedichte, die seine Freunde gesammelt haben. Indem wir beide Bändchen mit demselben Blick umfassen, drängen sich unwillkürlich die Verschiedenheiten dieser zwei Dichter, ebenso der Charaktere wie der Künstler, auf, die doch gleichzeitig von ihrem Volke geliebt worden sind. Der Unterschied ist eigentlich gar nicht auszumessen: er fängt bei den äußerlichsten Dingen an, wie etwa dem persönlichen Auftreten, und er hört bei den tiefsten Empfindungen auf. Die harmonischere und im ganzen bedeutendere Erscheinung ist Storm; er war ein Mensch mit klarem Willen, ein stetiger Charakter, ein Künstler, der immer klar über seine Aufgabe, seine Fähigkeiten und das Wesen seiner Kunst gedacht hat. Die Geschichte seiner Kunst ist allein ein merkwürdig erhebendes Schauspiel, denn sie zeigt uns, daß Storm nur nach und nach von kleinen Aufgaben zu höheren emporsteigen konnte, vom lyrisch empfundenen Stimmungsbilde, das für sich allein dasteht, zu szenenreichen Handlungen, von einem einzigen Typus, dem resignirenden Reinhardt, zur Gestaltung der verschiedensten Menschenarten, bis er endlich sein Meisterwerk, die eben vorliegende Novelle *Der Schimmelreiter* (Berlin, Pachtel, 1888) schaffen konnte, in der sich alle Motive seiner Poesie beisammen finden, und die als Ganzes doch wieder überraschend neu wirkt. Wie ganz anders war Scheffel beschaffen! Wie zerklüftet, wie unklar und wie unglücklich erscheint er als Künstler neben Storm, den er an Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit des Talentes von Haus aus vielleicht übertraf! Die Blütezeit seiner Kunst war bald vorbei. Wie lange dauerte es, bis er sich überhaupt seines dichterischen Berufes klar bewußt geworden war! Ihm hatte, im Gegensatz zu Storm, die aufgezwungene Juristerei zunächst schon die Jugend verdorben. Er hatte, ein echter Süddeutscher, seines Temperaments nicht Herr werden können. Die Philisterei der kleinen Stadt, die Langeweile des Amtslebens ertrug er ungeduldig, er machte sich im Humor, in der Parodie zwar Luft, schuf sich aber damit keine Freunde. Dann schwankte er zwischen der Liebe zur Malerkunst und dem Drange zur Poesie, unklar darüber, welcher Muse er sich zu widmen hätte. Endlich entschied die Schöpfung

des „Trompeters von Säckingen“ über seinen innern Beruf. Aber dann ergriff ihn wieder die Leidenschaft für die Germanistik. Storm hatte sich früh den bürgerlichen Beruf des Vaters gewählt, er wurde Jurist, Advokat, Gerichtsbeamter; seine äußere Stellung war damit geordnet und hinderte ihn nicht, die auch ihm teuer gewordene Sagenforschung zu betreiben. Scheffel suchte auch nach einer solchen Stellung, er wollte sich als Germanist an einer Hochschule habilitiren, aber mitten im wissenschaftlichen Studium besuchte ihn die Muse, und das Unglück wollte es, daß ihre erste große Gabe, der „Ekkehard“, zunächst keine Anerkennung fand. So ward er zuvörderst weder ein anerkannter Dichter noch ein Professor. Das verwirrte ihn und verdarb ihn auch. Ebenbürtiges schuf er seitdem nicht mehr. Er war Dichter, solange er unbefangen seinen Genius walten ließ; er war Lyriker am meisten dort, wo er es selbst kaum beachtete, in jenen frischen „Gaudeamus“-Gesängen, deren Erfolg ihn selbst überraschte. Dann suchte er in emsigen Studien nach der Poesie, aber je mehr er ihr nachging, um so mehr floh sie ihn, denn so klar wie Storm war er sich nicht über das Wesen dieser Kunst. Beide sprechen auch ganz verschieden; die Verse des „Trompeters“ mit Ausnahme der eingeflochtenen Lieder, können unmöglich nach Storms Geschmack gewesen sein; Scheffels Parodie knüpft in demselben Maße an Heine, wie Storms Phantasie an Eichendorff und Callot-Hoffmann an, und ist auch die mächtige Leidenschaft des „Ekkehard“ niemals von Storm, auch in Aquis submersus nicht, erreicht worden, so steht doch seine gegenständliche, klassische Prosa höher als irgend etwas von Scheffel. So sind es zwei weltverschiedene Menschen. Im Sturme gleichsam hat Scheffel mit seinem „Gaudeamus“ die deutsche akademische Jugend gewonnen, die Popularität seines „Trompeters“ steht ohnegleichen in der deutschen Litteratur unsers Jahrhunderts da; sein Mönch Ekkehard ist in zahllosen Nachahmungen durch unsre Romane und Novellen gegangen. Damit kann sich wieder Storm nicht vergleichen, der zu derselben Zeit wie Geibel in die Litteratur eintrat und noch weit mehr Jahre auf Anerkennung zu warten hatte, als es Scheffel jemals nötig hatte. Wie verschieden sind beide auch in ihrem Verhalten zur Heimat! Zwar ist ihnen gemeinsam der offene Sinn für die heimische Vorzeit; Scheffel hat seine Schwarzwälder nicht minder genau studirt, als Storm seine Holsten und Friesen. Aber Storm hing so zäh an der heimatlichen Scholle, daß er selbst den durch die politischen Zustände ihm aufgenötigten Aufenthalt in Preußen und Thüringen schon als Verbannung empfand; Scheffel war stets auf der Wanderung, in Rom und Venedig, in Heidelberg und München, in Säckingen und Radolfzell, man wußte in seinen Jugendjahren oft nicht, wo man ihn zu suchen hatte. Und doch, wie ungleich reicher ist die Welt des zäh anhängigen Storm gegenüber der Welt des fahrenden Schülers Scheffel. Auch dies ist eine Folge der höhern Kunstansicht Storms; denn nicht die Mannigfaltigkeit der Landschaften und Kulturen, sondern der innern Gemütswelt des Menschen

macht den Reichtum eines Dichters aus. Daher ist auch die Verschiedenheit des Verhältnisses beider zur Geschichte merkwürdig. Für Scheffel wurde die Kulturgeschichte nachgerade das Grab seiner Poesie; Storm allein verstand es, das kulturgeschichtliche Kolorit der rein menschlichen Charakterisierung unterzuordnen. Und so könnte man alle Strömungen und Probleme der zeitgenössischen Litteratur in der Parallele der beiden Dichter berühren, die der Nachwelt Zeugnis von unserm innersten Fühlen zu geben berufen sind.

Storms „Schimmelreiter“, der die Reihe seiner unvergänglichen Novellen als das bedeutendste Werk abschließt, ist eine nach jeder Richtung hin bewunderungswürdige Schöpfung. Sie ist zu bewundern von der technischen Seite wegen der kunstvollen Form, und sie ist es nicht weniger des Gehaltes wegen. Mit sparsamen Mitteln, geizend mit dem Worte, hat Storm auf engem Raume die reiche Lebensgeschichte eines hochstrebenden und kraftvollen Mannes dargestellt. Wir begleiten den Helden von der Jugend bis zu seinem tragischen Ende, und ist auch der Ort der Handlung nur ein Dorf, und ist auch nur ein einziges Mal ein Wink für die Zeit gegeben, in welche die Vorgänge fallen, so ist doch der Gesichtskreis des Dichters nichts weniger als beschränkt, ein symbolisches Abbild des ganzen Lebens der Menschen unter einander hat er selbst in diesem bescheidenen Menschenkreise geliefert. Das Rohmaterial lieferte ihm die heimische Sagenwelt, aber er begnügte sich nicht damit, diese Sagen rationalistisch zu deuten, sondern er strebte auch darnach, zu zeigen, wie die Sage entstehen mußte, indem er in kunstvoller Weise alle Elemente der Erzählung auseinanderhielt und durchsichtig eigne Erfindung von der Überlieferung sonderte. Hier kann man sehen und lernen, wie die Wissenschaft die Kunst befruchtet. Wenn Callot-Hoffmann die Gespenster noch als wirksame Elemente der Erzählung verwenden durfte, so wollte sich der moderne Dichter diesen Scherz nicht mehr erlauben, denn wir wissen ja alle wohl, wie der Gespensterglaube entstand. Die Sage vom Schimmelreiter ist eine solche Gespenstergeschichte. An der friesischen Küste soll er sich in stürmischen Nächten immer herumtreiben, und wenn die Wellen über die Dämme stürmen, so stürzen sich Mann und Roß in die Fluten hinab. Warum aber? wie entstand dieses Gespenst? Das erzählt uns Storms Novelle. Er hat auch diesmal die Erzählung eingerahmt und mit großer Geschicklichkeit einem Menschen in den Mund gelegt, der wohl berufen war, sowohl im aufklärerischen Geiste des achtzehnten Jahrhunderts zu sprechen, als auch sich als vertrauten Kenner der Ammenmärchen der Gegend hinzustellen: einem alten Schulmeister jenes Küstendorfes aus dem dritten Jahrzehnt unsern Jahrhunderts; auch die wiederholten nachsichtig tadelnden Hinweise auf das kindlich abergläubische Volk nehmen sich im Munde dieses aufklärerischen, aber höchst liebenswürdigen Schulmeisters angemessen aus. \*)

\*) Dabei ist doch ein seltsamer Widerspruch in diesem Rahmen der Erzählung: der, dem der Schulmeister die Geschichte erzählt, erblickt selbst vorher das Gespenst zweimal, und auch andre in der Umrahmung auftretende Personen sehen es.

So wird einigemale der dichte Nebel an der Meeresküste geschildert, Möven mit weitausgespreizten Flügeln fliegen hindurch, und die Phantasie des Volkes schafft aus den Schatten, die da sichtbar werden, die merkwürdigsten Gebilde. Der Erzähler bekämpft nachdrücklich diese Meinung. Oder ein altes Weib berichtet von Meerweibern, die sie selbst gesehen haben will; man wirft ihr dies als Lüge vor, da wird sie ganz wild, daß man ihren „Dunkel“ einen Lügner schimpfe — in der Unruhe des bösen Gewissens hat sie nämlich die erste Behauptung, selbst mit dabei gewesen zu sein, vergessen, sie schiebt einen Dunkel als Zeugen vor und gerät in sittliche Entrüstung nicht darüber, daß sie gelogen haben soll, sondern daß man den Dunkel beleidige. Das ist einer der feinsten Züge der Geschichte. Ein andermal sehen wir, wie die Sage vom märchenhaften Schimmel entsteht. Im Mondenschein stehen zwei junge Knechte an der Küste; da glänzt es silbern, magisch fesselnd die Hallig herüber, und plötzlich glauben die Knechte, ein Roß darauf grasen zu sehen. Das ist doch ein Wunder! Sie sind tapfer genug, sich mit eignen Augen von der Wirklichkeit des Bildes überzeugen zu wollen; der eine Knecht rudert hinüber, während ihn und das Roß der andre zurückbleibende beobachtet. Aber merkwürdig! der Hinüberfahrende findet kein Pferd auf der Insel, mit seiner Peitsche scheucht er nur Vögel auf, die am Gerippe eines längst gefallenem Pferdes sich gesammelt haben; der zurückgebliebene Knecht aber hat das grasende Roß keinen Augenblick aus dem Gesichte verloren. Nun kehrt der andre zurück, die gespenstische Erscheinung ist ihm von hier aus wieder sichtbar, und nun glaubt auch er an den Schimmel, obgleich er mit eignen Augen die Sache untersucht hat! Auf die Möglichkeit einer optischen Täuschung verfällt er begreiflicherweise nicht. Und dieser Schimmel ist natürlich kein anderer als der des Deichgrafen Hauke Haiens, des Schimmelreiters, der seinem Heimatsorte so viel zu schaffen gab. Denn in den Besitz seines merkwürdig feurigen Rosses kam Hauke Haien auch auf ungewöhnliche Weise. Ein Landstreicher hatte ihm das abgemagerte hinkende Roß zufällig auf der Straße für 30 Thaler angeboten, und in seiner guten Laune hatte er das junge Tier gekauft. Zur eignen freudigen Verwunderung sah der Deichgraf das Pferd in seinem Stalle bei der sorgfältigen Behandlung gedeihen, und seltsamerweise gelang es ihm ausschließlich, es zu besteigen, jeden andern Reiter warf es ab. Hauke liebte es dafür um so mehr. Aber seitdem soll der gespenstige Schimmel auf der Hallig verschwunden sein.

Doch alle diese ebenso geistreichen als poetischen Motive treten vor der Lebensfülle und künstlerischen Vollendung, mit der die Gestalt des Helden der Novelle, des Deichgrafen Hauke Haien gezeichnet ist, zurück. Ganz im Gegensatz zu den träumerisch verzichtenden Helden der Jugendwerke Storms ist dieser Schimmelreiter ein Mann der That vom Scheitel bis zur Sohle, ein Mensch, dem es bei zäher Ausdauer gelungen ist, die kühnsten Träume seiner Jugend zu verwirklichen, der es vom armseligen Kleinknecht durch nichts anderes als

seine eiserne Energie bis zum Deichgrafen, also zum Herrscher seines Heimatortes gebracht hat, ein Mensch, der seinen Willen nicht bloß andern Menschen siegreich entgegengestellt, sondern auch den Elementen der Natur den Meister gezeigt hat, und das alles mit den redlichsten Mitteln, in ehrlicher Arbeit, in klarem, zielbewußtem Streben. Man könnte diesen tüchtigen Realisten, der sein ganzes Dasein der Idee gewidmet hat, dem Meere neues Land zum Schutze und zum Nutzen der Heimat abzugewinnen, mit dem alten Faust vergleichen, wenn ihn nicht die einzige Leidenschaft, die ihn beseelt, von dem Goethischen Idealmenschen trennte, nämlich der Ehrgeiz. Faust ist weder eitel, noch ehrgeizig, Faust sucht wirklich in reinstem Drange nach Wahrheit und Seligkeit; Storms Held ist die verkörperte Leidenschaft des Ehrgeizes. Als der große Damm, durch den Hauke Haien dem Meer ein neues Stück Land (Roog) abzugewinnen wollte, und den er in langen Nächten ausgedacht und in gewaltiger Energie, mit Beherrschung großer Menschenmassen aufgerichtet hatte, endlich in aller Schönheit da stand — es war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts —, da hatte der Deichgraf nur noch einen Schmerz, daß sein Lebenswerk nicht auf den Namen des Erbauers, sondern auf den einer königlichen Prinzessin, Elisabeth Charlotte, getauft wurde, gemäß der Sitte der Zeit. Aber er sollte seine Genugthuung haben. Zwei Arbeiter gehen auf dem neuen Lande an Hauke vorbei, und aus ihrem Gespräch entnimmt er, daß seine Schöpfung im Volksmunde der „Hauke-Haien-Roog“ heiße, und nicht nach der amtlichen Bezeichnung. Diesen Charakter leidenschaftlichen Ehrgeizes und der auf ein einziges bestimmtes Ziel gerichteten Thatkraft hat Storm mit ebensoviel Liebe als Genie gestaltet. Die Tiefen und die Höhen der Menschennatur hat der Dichter dabei durchmessen; die Pathologie einer-, und die Religion andererseits einer solchen starken Individualität hat er bedacht, zuweilen nur mit einem einzigen Zuge gezeichnet, und die künstlerische Anschauung, die sich dabei offenbart, ist gleich weit vom romantischen Idealismus wie vom rohen Naturalismus, sie ist wahr und poetisch in jeder Zeile, denn sie will gar nichts anderes als einen Menschen in möglichster Lebendigkeit darstellen.

Mit der Jugendgeschichte, die auch äußerlich durch einen Abschnitt von der eigentlichen Erzählung des Schimmelreiters geschieden ist, giebt Storm gleichsam eine Exposition des Charakters seines Helden. Der Knabe Hauke ist ein frühreifes Kind. Vom Vater hat er das in jener Marschgegend häufige Talent für die Mathematik geerbt. Ohne Hilfe studirt er den Euklid; das Hindernis der holländischen Sprache, in der das zufällig aufgefundenene Buch geschrieben ist, schreckt ihn nicht ab, er lernt die fremde Sprache, um den Euklid zu verstehen. Dem Vater sind diese wissenschaftlichen Neigungen des Sohnes wegen der Armut unbequem; indem er ihm um so mehr körperliche Arbeit aufbürdet, gedenkt er ihn abzulenken. Aber Hauke bewältigt beides. In den Abendstunden geht er auf den Deich und beobachtet den Wellenschlag

und seine Geseze. Bald hat er herausgefunden, daß die Dämme zu steil abfallen und daher um so mehr vom heftigen Wellenschlag angefressen werden. Zufällig hat der Deichgraf des Ortes seinen Kleinknecht entlassen, Hauke bewirbt sich um die Stelle und wird aufgenommen, hauptsächlich darum, weil er flink rechnen kann. Der alte Deichgraf ist nämlich kein großes Licht, nur sein reicher Besitz ließ ihm das Amt seines Vaters zufallen; die Geschäfte leiden unter seiner Unfähigkeit und Faulheit. Mit dem Eintritte Haukes kommt ein frischer Zug hinein; der Junge kann nicht bloß rechnen, sondern beobachtet scharf alles, was im Dorfe vorgeht, und unterstützt von Elke, des Deichgrafen Töchterlein, macht er bescheiden und diplomatisch auf die Mängel der Deiche aufmerksam, so daß im Laufe der Jahre Hauke alle Geschäfte des Deichgrafen, ohne persönlich herauszutreten, versorgt. Natürlich wird dies bald auch unter den Leuten ruckbar, und gar schön und künstlerisch weiß Storm die wachsende Anerkennung, sowie den entstehenden Neid auf Haukes Bedeutung in Volksszenen zu veranschaulichen. In diesen Jahren ist Hauke noch rein sachlich gesinnt; er ist ein klarer Kopf, ein entschlossener Junge, der sein Recht zu wahren weiß, sich nichts bieten läßt, aber auch gar nicht persönlich sich vor- drängt. Der häßliche Neid der andern erzeugt freilich eine bittere Menschenverachtung in ihm, aber vorläufig auch nicht mehr. Elke liebt er verschwiegen und wird ebenso wieder geliebt; aber selbst nach dem Tode seines Vaters, der ihm doch kein zu bescheidenes Grundstück hinterläßt, hat Hauke wenig Aussicht, die Geliebte heimzuführen. Da stirbt der Deichgraf, Elke ist frei, und auch das Deichgrafenamt muß nunmehr neu verliehen werden. Kein Zweifel, daß einzig Hauke der berufene Mann dafür ist. Aber er hat nicht den erforderlichen Grundbesitz für diese Würde. Da, beim Leichenmahl selbst, lüftet Elke das Geheimnis ihres Verlöbnisses mit Hauke, und nun wird dieser anstandslos Deichgraf. Jahre vergehen in stiller Pflichterfüllung und in stillem Eheglück, dem leider der Kindersegen mangelt. In halbdurchwachten Nächten hat Hauke allerlei Pläne zur Erweiterung der Deiche geschaffen, er konnte nicht wie andre Menschen einzig sich der Liebe und des Behagens am Besitze freuen; sein reicher Geist war unausgesezt thätig, auch dann, wenn er endlich an der Seite seiner geliebten, hingebungsvollen, mitthätigen Elke lag. Da rüttelt ihn ein spöttisches Wort auf, das im Dorfe umgeht und ihm schließlich zu Ohren kommt. Hauke, heißt es, sei Deichgraf nur von Gnaden seiner Frau geworden. Damit ist seine ganze Leidenschaft des Ehrgeizes zu heller Lohe entfesselt, und nun ist er entschlossen, den Leuten zu zeigen, was für ein Deichgraf er sein könne, und wie einzig berufen er zu diesem Amte sei. Nun schließt er seine im Stillen entworfenen Pläne ab, und nach vielfachen schwierigen Unterhandlungen setzt er es durch, daß die von ihm geforderten Deiche, so viel Geld und so viel Arbeit sie auch kosten mögen, unter seiner Aufsicht gebaut werden. Hauke ist Feuer und Flamme, seine Arbeitskraft ver-

zehnfacht sich; auf seinem sagenhaftem Schimmel ist er fortwährend unter der Menge der Arbeiter, die das ganze Dorf samt allen nötigen Hilfsmitteln mit oder ohne gutem Willen hat stellen müssen. Bei Sonnenschein und Regen, bei Sturm und Wetter wird der Bau aufgeführt, denn man hat immer mit dem furchtbaren Element zu kämpfen, das der halben Arbeit gefährlicher werden kann, als der fertigen. Einige Jahre dauert dieser riesige Bau, der Haukes Geist ganz beschäftigt. Inzwischen wird ihm nach neunjähriger Ehe ein Töchterchen geboren, aber o Schmerz! Das ersehnte Kind, das Kind des genialen Menschen, in dem aber neben seiner herrschenden Leidenschaft keine andre, auch nicht die elementarische Sinnlichkeit, Raum fand, dieses Kind ist stumpfsinnig. Ist da kein ursächlicher Zusammenhang? Die späte Mutter Elke gerät infolge der Entbindung in eine hitzige Krankheit. Sie schwebt tagelang zwischen Tod und Leben, und in dieser höchsten Not, wo selbst der Arzt verzweifelt, kniet Hauke zu dem merkwürdigen Gebete, das ihn so sehr charakterisirt, nieder: „Herr, mein Gott,“ schrie er, „nimm sie mir nicht! Du weißt, ich kann sie nicht entbehren!“ Dann wars, als ob er sich besinne, und leiser setzte er hinzu: „Ich weiß ja wohl, du kannst nicht allezeit, wie du willst, auch du nicht; du bist allweise; du mußt nach deiner Weisheit thun — o Herr, sprich nur durch einen Hauch zu mir!“ Elke genest aber, und Hauke kann seine gewaltige Arbeit zu Ende führen. Er ist ein rauher Bauherr, streng im Dienst, kurz angebunden im Verkehr; wie sich selbst, mutet er auch den andern die höchste Anspannung aller Kräfte zu; er verachtet das abergläubische Volk, daß ihn seines Koffes wegen im Bunde mit dem Teufel glaubt, das ihn vollends für einen Gotteslästerer hält, seitdem sein Gebet, das die Allmacht Gottes bezweifelt, von geschwätigen Weibern verbreitet worden ist. Die Wahrheit aber ist, daß die Menge ungewöhnliche Menschen nicht begreift, nicht erträgt und sich durch Verleumdung an der überragenden Geistesgröße rächt. So steht denn auch Hauke nach Vollendung seines Werkes, das allen kommenden Geschlechtern und auch schon seinen Genossen zum Heile und Vorteile gedeihen sollte, allein da, ohne Freunde, geliebt nur von seinem Weibe. Wieder lebt er einige Jahre im Frieden des Hauses mit der geliebten Elke und dem armen stumpfsinnigen Kinde. Er freut sich seines vergrößerten Grundbesitzes und hütet seinen Deich und den dadurch gewonnenen Koog mit der zärtlichen Sorgfalt dessen, der sie selbst geschaffen hat. Eine schwere Krankheit hat er mit Glück überstanden, ist aber doch einigermaßen geschwächt davongekommen.

Und nun, nachdem Hauke sein Lebensziel nach so vieler Arbeit erreicht hat, nimmt sein Schicksal eine überraschende Wendung. Wie überhaupt Sturm in diesem seinem Meisterwerke seine ganze künstlerische Individualität schärfer als je ausgeprägt, niemals klarer die Mischung von Romantik und Realismus geboten hat, so hat er auch seinen hinter der „Resignationspoesie“ stehenden Pessimismus niemals erschütternder ausgesprochen, als in dieser Geschichte des

Kampfes eines Genies gegen die Trägheit der Menschen und die Ungunst der Natur. Es ist nicht alles in philosophische Formeln zu fassen, was Storm in den Formen der bildenden Künstler hier ausgesprochen hat. Darum ist auch der „Schimmelreiter“ ein so einziges Werk der Poesie. — Nach einem Frühlingssturm reitet Hauke auf die Deiche, um sie zu besichtigen, und macht dabei die beunruhigende Wahrnehmung, daß der alte Deich, auf den der neue stößt, durch eine Strömung, die sich gebildet hat und von dem neuen Deich auf den alten gelenkt wird, Schaden gelitten hat. Es ist ihm sogleich klar, daß hier die größte Gefahr droht; entweder bricht bei einer Sturmflut der alte Damm, und dann ist das Dorf verloren im alten Koog, oder der neue Damm muß dann durchstoßen werden, und damit ist der neue Koog und sein Lebenswerk vernichtet. Er eilt zu den andern Deichbevollmächtigten. Diese aber nehmen die Sache leicht, und Hauke läßt sich beruhigen. Er ist der alte nicht mehr! Er hat nicht mehr die rücksichtslose Energie, die sich durch nichts beirren ließ; er ist auch von seiner Krankheit geschwächt; er besänftigt sein eignes besseres Gewissen und läßt die Kollegen walten. Das ist seine Tragödie. Denn der unglückliche Zufall will es, daß gerade in diesem Jahre 1756 ein Sturm im Herbst kommt, wie ihn jene Gegend seit Jahrhunderten nicht erlebt hat. Zu spät erwacht in Hauke die einstige Thatkraft. In der fürchterlichen Unglücksnacht jagt er auf seinem Schimmel antreibend hin und her zwischen den Arbeitern, die den letzten Versuch machen, den Damm zu stopfen; aber er findet keinen Gehorsam mehr. Sie versuchen alles zu retten, indem sie Haukes Damm durchbrechen; aber während er sie noch daran zu hindern sucht, tritt das Geahnte ein, der alte Damm bricht, und die Bogen verschlingen mit vielen andern Elke und ihr Kind und den Schimmelreiter. Als die Fluten verlaufen waren, da stand der Hauke-Daen-Deich unverfehrt da, und er steht noch bis auf den heutigen Tag. „Der Dank, den einstmals Zeve Manners bei den Enkeln seinem Erbauer versprochen hatte, ist, wie Sie gesehen haben, ausgeblieben; denn so ist es, Herr: dem Sokrates gaben sie ein Gift zu trinken und unsern Herrn Christus schlugen sie an das Kreuz! Das geht in den letzten Zeiten nicht mehr leicht; aber einen Gewaltsmenschen oder einen bösen stiernackigen Pfaffen zum Heiligen, oder einen tüchtigen Kerl, nur weil er uns um Kopfeslänge überwachsen war, zum Spuß- und Nachtgespenst zu machen — das geht noch alle Tage.“

Storm hätte diese Geschichte ganz wohl, nach der gangbaren Einteilung, als einen Roman bezeichnen können; denn er hat im „Schimmelreiter“ seinen Helden mitten aus einem bestimmten Zustande seines Volkes heraus und dieses mit dargestellt; er hat ferner auch ein Schicksal von der Wiege bis zum Grabe verfolgt, nicht bloß nach Art der Novelle einen Lebensabschnitt herausgegriffen. Aber die Technik der Novelle hat Storm auch hier beibehalten. Er ist sehr sparsam mit seinen Figuren, und welche Wirkung er, nach der Art H. v. Kleists, mit Einzelheiten, Dingen und Menschen hervorruft, die immer wieder durch

die lange Reihe der Jahre in eine symbolische Beziehung zur Hauptsache treten, ist gar nicht zu sagen; so z. B. die Figuren des Ole Michel, der Bollina, der Trien Jenz, des Zeve Manners, die Angorafake der Trien u. dgl. m. Letztere hat Hauke Haien als Knabe einmal erwürgt, weil sie ihm hinterlistiger Weise einen Eisvogel, den er glücklich erlegt hatte, rauben wollte. Dieser Vorfall dient vorerst dem Erzähler dazu, des Knaben Mut und Tapferkeit zu beleuchten. Als Hauke schon längst Vater geworden ist und die alte böse Trien aus Mitleid ins Haus genommen hat, lagert sein armes Kind auf dem Felle der Angorafake zu Füßen der Märchenerzählerin, die dem Wohltäter seine jugendliche Übelthat gleichwohl nicht verzeihen mag. Durch solche Züge hat Storm die harmonische Einheit seiner Erfindung aufs feinste gefördert. Andre wieder, wie die wiederholten Schilderungen des Deichgrafen auf seinem feurigen Rosse mitten im Anprall des Sturmes und der Wassermoggen, dienen dazu, die Gespenstererscheinung mit Nachdruck der Phantasie einzuprägen. Man darf sagen, daß dies Storm in einer Weise gelungen ist, daß der „Schimmelreiter“ zu den Juwelen unsrer Nationallitteratur gerechnet werden wird. Ich kann nicht umhin, mich darüber zu verwundern, daß dies bisher so wenig von der Kritik erkannt worden ist.

Auch die Gedichte aus dem Nachlaß von Joseph Victor von Scheffel (Stuttgart, Bonz, 1889) bringen alle Motive der Poesie des Dichters in Erinnerung. Da findet man im „Alpenliede“ den Ton des Rodensteinyklus; in den Gelegenheitsgedichten und Episteln vielfach die Stimmung des „Trompeters“; man sieht den Dichter in seinen vielfachen Beziehungen zum Landesherrn, zu berühmten Zeitgenossen, wie Emanuel Geibel, Karl Friedrich Lessing, zu Kunstgenossenschaften und Studentenvereinen, zu Kneipgenossen. Ein Gedicht ist mitten aus der Arbeit am „Ekkehard“ geschrieben; andre Gedichte sind Übersetzungen mittelhochdeutscher Gedichte (Reimars des Alten); Sonette erinnern an den von ihm selbst in seinen „Reisebildern“ beschriebenen Besuch des Thales Vacluse, wo Petrarca wohnte. Die wertvollsten Gedichte aber sind die das Büchlein eröffnenden geistprühenden Parodien der Hegelschen Philosophie, die bisher ganz unbekannt geblieben sind. Denn hier wird die Quelle der Scheffelschen Anakreontik in ihrer ganzen Tiefe offenbar. Scheffels Stellung in der Litteratur ist nicht bloß durch sein Meisterwerk eines historischen Romans begründet, sondern auch durch den mit bewußter Absicht geführten Kampf gegen die pessimistisch weltflüchtige Lyrik. Das frische Zugreifen des thatkräftigen jungen Mannes mußte sich auch von einer Philosophie abgestoßen fühlen, die immer mehr in dialektischen Irrgängen von der farbigen, sinnlichen Welt zu abstrakter Scholastik ablenkte; der Dichter in Scheffel wehrte sich gegen die „schuftigen Kategorien“, und dies ist die Seele seiner parodistischen Gedichte. Allerdings sind dies Erzeugnisse eines Gelehrtenhumors, der nur in engem Kreise Verständnis finden kann; deswegen dürfte sie auch Scheffel selbst zurückgehalten haben. Schopenhauer hätte natürlich seinen Spaß an diesen

Gedichten gehabt, wenn er sich nicht an der Einladung, lieber ins Wirtshaus als in die Schule zu gehen, die beide enthalten, gestoßen hätte. Zu den wertvollen Stücken muß man auch die Geschichtsbilder „Zwei Gedenktage“ und „Lied im Schloß Favorite“ zählen. Im Ganzen hat der Nachlaß vorwiegend biographischen Wert, bei der Volkstümlichkeit Scheffels hatte aber die Veröffentlichung die vollste Berechtigung. Eine echt Scheffelsche Schmurre, die sich an das wagt, was dem Gemüt am teuersten ist, aber mit echtem Humor es wagt, und die darum auch ohne Bedenken aufgenommen worden ist, mag schließlich hier noch Platz finden.

#### Der wahre deutsche Kaiser

Herr Wenzeslaus von Böhmen, der war ein wackerer Mann,  
 Er saß beim Rheinweinfasse vom frühesten Morgen an,  
 Und war ihm das langweilig, so ging er auf die Jagd:  
 Aus den Regierungsjorgen hat er sich nichts gemacht.  
 Sankt Nepomuk, der Fromme, der predigte ihm Buß',  
 Herr Wenzel sprach mit Lachen: „Man wer' ihn in den Fluß!  
 Das helle Moldauwasser wird ihm gedeihlich sein:  
 Bleib' jeder bei seinem Leisten, ich bleib' bei meinem Wein!“  
 Ein Herold kam geritten und bracht' die schlimme Mär,  
 Daß er von Stund des Reiches und Throns verlustig wär!  
 Herr Wenzel strich den Schnurrbart und sprach: „Das ist mir Wurst!  
 Ich bin ein Mensch vor allem, drum hab' ich immer Durst.  
 Und soll ich den nicht stillen von wegen meiner Kron',  
 So mag der Teufel holen den deutschen Kaiserthron!  
 Viel lieber ein Privatmann beim vollen Fasse Wein,  
 Als ein geplagtes Lasttier, ein deutscher Kaiser sein!“  
 Er ließ sich pensioniren und trank dann frisch und froh,  
 — Und wenn ich Kaiser werde, so mach' ich's ebenso.

Wien

Moritz Mecker



## Gedichte von Isolde Kurz



Wie es in den Herzen liebender Sünglinge und Männer aussieht, darüber bekommen wir jahraus jahrein von mehr oder weniger berufenen Minnefängern gar viel zu hören. Als einen seltenen Fall dagegen kann man es betrachten, wenn uns einmal eine Frau ihr Inneres erschließt, insbesondere uns in die tiefsten Geheimnisse ihres Liebeslebens einweicht — selbstverständlich in lyrischer Form; denn was die Erzählung, namentlich die prosaische betrifft, so ist diese ja vorzugsweise jetzt eine Domäne der „weiblichen Feder“ geworden. Warum aber

Grenzboten I 1889

12